

Thomas Loy  
Ingeborg Baldauf

## LEBENSWEGE

Erinnerungen Bucharischer Juden  
zwischen Mittelasien, Israel und Europa

**Pensionär in Tadschikistan, Businessman in Israel, Autohändler in Deutschland, Tänzerin in Usbekistan, Lehrerin in Kirgistan, Schuster in Österreich, Arzt in Russland und Pelzhändler in den USA – sie alle teilen die Erfahrung, in den mittelasiatischen Republiken der Sowjetunion gelebt zu haben und bucharische Juden zu sein. Ihre Erinnerungen und Lebensgeschichten stehen im Mittelpunkt eines Forschungsprojekts, das vom Zentralasien-Seminar der Humboldt-Universität zusammen mit der Tel Aviv University durchgeführt wird.**

Abram Il'jajev ist ein erfolgreicher Kleinunternehmer in Düsseldorf. Der 22-jährige hat deutsche Schulen besucht, er trägt modische Kleidung und die gewellten Haare gegelt. Er holt seinen »Coffee to go« bei Starbucks und spricht akzentfrei einen rheinischen Dialekt, der kaum vermuten lässt, dass er bis 1993 mit seinen Eltern in Usbekistan lebte. An Freitagabenden trägt er eine Kippa und trifft sich mit seinen Freunden in der Synagoge zum Gebet.

Düsseldorf, Hannover, Leipzig, Trier. Dies sind nur einige der Städte in Deutschland, in denen Bucharische Juden leben, seit sie nach dem Zerfall der Sowjetunion aus den mittelasiatischen Republiken hierher emigriert sind. Bucharische Juden? Für die deutschen Behörden scheinen die kulturellen Unterschiede, die verschiedenen Identitäten und die ungleiche Geschichte jüdischer Einwanderer aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion keine Rolle zu spielen. Aschkenasim, Georgische Juden, Juden aus dem Kaukasus und Mittelasiatische »Bucharische« Juden gelten ihnen durchweg als »Russische Juden«. Heute leben ca. 200 bucharisch jüdische Familien in der Bundesrepublik. Etwa genau so viele gibt es zusammengenommen noch in Usbekistan, Tadschikistan und Kirgistan. Deutschland war und ist nicht das Hauptziel dieser Auswanderer. Der weitaus größte Teil der religiös und ethno-linguistisch eigenständigen Gruppe ist nach Israel und USA emigriert.

In einem gemeinsam mit der Tel Aviv University initiierten und von der German Israeli Foundation (GIF) finanzierten Forschungsprojekt des Zentralasien-Seminars der Humboldt-Universität zu Berlin haben wir Lebensgeschichten von Bucharischen Juden in Mittelasien, Israel und Europa aufgezeichnet und diese inhaltlich sowie auf Erzähl- und Erinnerungsmuster hin analysiert. Mit Hilfe dieser *autobiographischen Narrationen* (Jureit 1999) sollen Lebenswege mittelasiatischer Juden aufgezeigt und Rückschlüsse auf ihre kulturelle Identität, ihr Selbstverständnis und ihre Geschichte gezogen werden. Das Projekt mit dem Titel »Bukharan Jews – making meaning of memories and identities« läuft seit Januar 2004 und ist auf insgesamt drei Jahre angelegt. Es ist Teil des Forschungsschwerpunkts »Erinnerungen an Zentralasien« an unserem Seminar und einer gleichnamigen Publikationsreihe, die von Ingeborg Baldauf herausgegeben wird. Diese Reihe



Abb. 2  
Mikhoel Abdurrahmanov, der derzeitige Leiter der Synagoge von Duschanbe, vor deren Eingangstor.

»Das Leben als Sowjetbürger und als Jude, das sind zwei ganz verschiedene Sachen!

Was davon wollen Sie denn

nun wissen?« Grigorij Salomonovitsch Galibov  
(Wien 2005)



präsentiert die Ergebnisse von Forschungsprojekten zu Zentralasien, in deren Zentrum die *Oral History* als Methode steht. Zum Abschluss der gemeinsamen dreijährigen Forschungsarbeit ist im Dezember diesen Jahres eine internationale Konferenz in Tel Aviv geplant.

### Mittelalterliche jüdische Kultur an den Seidenstraßen

In den letzten Jahren hat das akademische Interesse an den Bucharischen Juden stark zugenommen. Dennoch ist die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Mittelasien immer noch eine der am wenigsten erforschten der gesamten jüdischen Diaspora. Die Juden Mittelasien sind eine heterogene Gruppe, deren Vorfahren bereits in vorislamischer Zeit in dieser Region lebten. Die ältesten archäologischen Funde von jüdischen Ansiedlungen im heutigen Turkmenistan gehen zurück bis ins 1. Jh. v. u. Z. In der islamischen Periode war Samarkand ein Zentrum jüdischen Lebens in Mittelasien. Im 12. Jh. schätzte Benjamin von Tudela, der große jüdische Forschungsreisende, die Juden dieser Oasenstadt auf 30.000. Auch in den meisten anderen Städten entlang den Seidenstraßen bis nach China gab es größere und kleinere jüdische Gemeinden, die sich auf den Fernhandel spezialisiert hatten oder Handwerke ausübten. Nach der Aufteilung des Mongolenreichs entstanden mehrere Herrschaftsgebilde mit jeweils sehr unterschiedlichen internen Entwicklungen. Die zunehmende Isolation dieser neuen Staatswesen behinderte auch den Verkehr zwischen den dort lebenden jüdischen Gemeinden. Ab dem 16. Jh. lebten die meisten Juden nördlich des Amu-Darja (heute Grenzfluss zu Afghanistan) in den Städten des Emirats Buchara. Wie auch den Juden in Persien und Afghanistan diente ihnen Persisch als wichtigstes Mittel der mündlichen und schriftlichen Kommunikation. (Zur Sprachsituation der Bucharischen Juden vgl. Infobox)

### Die mittelasiatischen Juden im kolonialen Russland und in der Sowjetunion

Ab der Mitte des 19. Jh.s eroberte das Rußländische Reich Schritt für Schritt die Khanate Mittelasien und Teile des Emirats Buchara. Für diejenigen Juden, die dadurch zu Untertanen des russischen Zaren wurden, ergaben sich dadurch große Veränderungen und neue



Möglichkeiten. Sie konnten ihre Religion nunmehr öffentlich ausüben, und für einige von ihnen eröffneten sich gänzlich neue wirtschaftliche Perspektiven. Familien wie die Davidovs, Poteljakhovs und Vadijaevs stiegen zu finanzkräftigen Großunter-

nehmern auf. Gleichzeitig verschlechterten sich die Lebensbedingungen für jene Juden, die bis zur Auflösung des nominell selbständigen Emirats Buchara dem Emir unterstanden. Diese jüdischen Gemeinden hatten bis 1920 unter zahlreichen Restriktionen zu leiden. Um sie von den Muslimen abzugrenzen, denen Juden als unrein galten, waren ihnen spezielle Kleidungsvorschriften und Verhaltensregeln auferlegt. Auch blieben die Juden gezwungen, in separaten Stadtvierteln zu leben, durften kein Land besitzen und waren der Willkür des Emirs ausgesetzt. Immer wieder kam es unter muslimischer Herrschaft zu individuellen und kollektiven Zwangskonvertierungen. Viele mittelasiatische Juden sympathisierten daher mit den neuen, russischen Machthabern.

In der Sowjetunion erhielten die Bucharischen Juden dann den Status einer »Nationalen Minderheit«. Im Rahmen der frühen sowjetischen Nationalitätenpolitik wurde ihre Sprache und Identität besonders gefördert. Auch die Neue Ökonomische Politik (NÖP) der 1920er Jahre begünstigte die vielen bucharisch jüdischen Handwerker sowie kleineren und mittleren Händler. Ihren religiösen Pflichten hingegen konnten die Juden (wie auch die Muslime) nur noch sehr eingeschränkt nachkommen. Als Stalin die NÖP gewaltsam beenden ließ, kam es Anfang der 1930er Jahre zu einer ersten Welle der bucharisch jüdischen Emigration. Viele entzogen sich der Verfolgung durch Flucht und machten sich über Afghanistan auf den Weg nach Jerusalem, wo es schon seit Ende des 19. Jahrhunderts eine bucharisch jüdische Gemeinde gab. Mitte der 1930er Jahre war dieser Ausweg blockiert und viele jüdische Familien blieben für die nächsten vierzig Jahre auseinandergerissen. 1938 endete dann auch der kulturelle Sonderweg der Bucharischen Juden als anerkannte Minderheit. Als gemeinsame Nationalität der verschiedenen jüdischen Gruppen in der Sowjetunion galt von nun an einfach »Jude«.

Abb. 1  
Blick auf die halb zerstörten Anbauten der Synagoge in Dushanbe (Tadschikistan). Einige Gebäudeteile mussten im Februar 2006 dem Anfahrtsweg zum neuen Präsidentenpalast weichen.

### Sprache und Identität der Bucharischen Juden

Das sprachliche Umfeld, in dem sich die Juden Mittelasiens bewegten, war seit dem 10. Jahrhundert vorwiegend persisch geprägt. Persisch diente den Bucharischen Juden als wichtigstes Mittel der mündlichen und schriftlichen Kommunikation. Geschrieben wurde dabei in einem hebräisch basierten Schriftsystem. Hebräisch fand praktisch ausschließlich für liturgische Zwecke Verwendung. In der Alltagssprache, die viele mundartliche Merkmale der jeweiligen Region aufwies, waren nur vereinzelte hebräische Worte in Gebrauch. Mit der russischen Eroberung Mittelasiens wurde dann das Russische immer wichtiger, zumindest für eine kleine, elitäre Schicht der Juden dieses Raums. Erst im Zuge der sowjetischen Nationalitätenpolitik wurde die Sprachfrage dann zur entscheidenden Identitätsfrage für alle so genannten einheimischen Juden. Um sie von den übrigen Persischsprechern abzugrenzen, wurde für die »Nationale Minderheit« der Bucharischen Juden sogar eine eigene »Jüdisch-Tadschikische« Sprache postuliert und mit einem Latein-Schriftsystem ausgestattet. In dieser Sprache wurde zwischen 1930 und 1940 von Schulbüchern über Literatur bis hin zu Zeitungen und Zeitschriften eine Vielzahl an Publikationen herausgegeben. Seit dem Ende der 1930er Jahre nahm der Stellenwert des Russischen gegenüber dem (dann Tadschikisch genannten)

Persischen immer mehr zu. 1938 endete der sowjetische »Sonderweg als Minderheit« auch für die Bucharischen Juden gewaltsam, und praktisch die gesamte intellektuelle Elite fiel dem Großen Terror zum Opfer. 1940 erfolgte die Kyrillisierung der Nationalsprachen (Kasachisch, Kirgisisch, Tadschikisch, Turkmenisch und Usbekisch). »Jüdisch-Tadschikisch« zählte nicht dazu. Anfang der 1940er Jahre wurde der Druck von »Jüdisch-Tadschikischen« Büchern eingestellt, und die Schulen, in denen in dieser Sprache unterrichtet worden war, geschlossen. Ab diesem Zeitpunkt machte das in allen öffentlichen Sphären dominierende Russische dem Tadschikischen den Rang als Primärsprache bei weiten Teilen der bucharisch jüdischen Bevölkerung streitig. Bis zum Ende der Sowjetunion blieb das Tadschikische auch bei den Bucharischen Juden im Wesentlichen auf den häuslichen, nicht offiziellen Gebrauch beschränkt. In der Diaspora erweitern nun neue Sprachen die funktionale Mehrsprachigkeit oder lösen die traditionell gebräuchlichen Sprachen ab. Hebräisch, Englisch und Deutsch ersetzen bei der jüngeren Generation oftmals das Tadschikische, seltener das Russische, das von der außerhalb Mittelasiens geborenen Generation meist noch als Zweitsprache genutzt wird. Diese Sprachfrage stellt die Identitätsfindung bei den bucharischen Juden erneut vor eine große Herausforderung. (vgl. Rzehak 2001; S.259–290)



Abb. 3  
Sajjora Jakubova, eine unserer Gesprächspartnerinnen, in ihrer Wohnung in Dushanbe.



Abb. 4  
Grigorij Galibov und seine Frau Zina in ihrer Wohnung in Tel Aviv.

Kulturell sind mittelasiatische Juden, die sich selbst *isroel* oder *jahudi* nannten, ihren muslimischen Nachbarn wesentlich näher als ihren osteuropäischen Glaubensbrüdern, den Aschkenasim, die im Zuge der russischen Eroberung erstmals in diesen Raum drängten. Der Kontakt der beiden Gruppen war jedoch weitgehend beschränkt auf die kleine Schicht ihrer kulturellen und religiösen Eliten. Der einfachen Bevölkerung beider Seiten fehlte es ja nicht zuletzt an einem sprachlichen Mittel zur Verständigung. Die kulinarischen, musikalischen, literarischen und modischen Vorlieben der Bucharischen Juden sind eng verbunden mit der Region und den Traditionen der muslimischen



Abb. 5  
Vilokat Aqilova in ihrer Wohnung in Taschkent. Die hoch dekorierte Tänzerin stammt aus einer bucharisch jüdischen Künstlerfamilie. Auch ihre Eltern und Geschwister waren angesehene und ausgezeichnete Künstler in der Sowjetunion. Bis auf Vilokat leben heute alle in Israel.

Völkerschaften Mittelasiens. Die Lebenswege und Schicksale der beiden jüdischen Gruppen weisen hingegen nur sehr wenige Gemeinsamkeiten auf. Diese Situation sollte sich erst im Laufe des 2. Weltkriegs grundlegend ändern. Durch den deutschen Überfall auf die Sowjetunion kam es zu einer Massenevakuierung bzw. Massenflucht osteuropäischer Juden in die mittelasiatischen Sowjetrepubliken. Dadurch waren breite Schichten dieser beiden jüdischen Gruppen erstmals in ihrer Geschichte zu einer gegenseitigen Wahrnehmung gezwungen.

Nach dem Krieg und vor allem nach dem Tod Stalins beruhigte und verbesserte sich die Situation für die Bucharischen Juden, wie auch für die meisten anderen Bewohner sowjetisch-Mittelasiens. Dennoch kam es zwischen 1970 und 1980, als die Sowjetregierung ihre Grenzen schrittweise für Juden öffnete, zu einer starken Ausreisewelle. Den sowjetischen Juden diente damals Wien als Transitstadt auf ihrem Weg nach Israel und USA. Einige Familien blieben dort hängen. Seither gibt es in der Leopoldstadt im 2. Bezirk eine noch immer wachsende bucharisch jüdische Gemeinde, die heute ca. 500 Familien (2500 Personen) umfasst.

Seit seiner Pensionierung lebt Grigorij Salomonowitsch Galibov, einer der Gründer der bucharisch jüdischen Gemeinde Wiens, mit seiner Frau wieder in Israel. 1973 war er mit seinen Eltern, seiner Familie und seiner Schwester aus Taschkent dorthin ausgewandert. Da die Familie des Ehemanns seiner Schwester nicht wie vorgesehen nachkommen durfte, beschloss das damalige Familienoberhaupt, Grigori Galibovs Vater, die gemeinsame Rückkehr in die Sowjetunion. »Die Eltern ließen ihre Tochter nicht allein, und der Sohn konnte seine Eltern nicht allein reisen lassen – so war es Brauch in unserer Familie.« Im September 1974 kamen die Galibovs (fünf Erwachsene und fünf Kinder) nach Wien, um dort auf ihre Rückwandererlaubnis zu warten. Diese wurde ihnen aber von den sowjetischen Behörden nicht erteilt, und so ließen sich die Galibovs, wie viele andere bucharische Juden auch, zwangsläufig in Wien nieder. »Das war schwer, sicher. Denn Wien ist keine Emigrantenstadt. Wien war ja Transitstadt, wie Sie wissen. Wir sind als Touristen hierher gekommen. Wie lange hat ein Tourist das Recht zu bleiben? Drei Monate. Aber ohne das Recht zu arbeiten und ohne das Recht hier zu leben. Nicht?! Also das war eine schwere Zeit. Aber glücklicherweise haben wir Arbeit gefunden. Die ersten, die aus meiner Familie Arbeit gefunden haben, waren meine Frau und meine älteste Tochter. Beide haben als Schneiderinnen angefangen zu arbeiten. Schwarz! Ohne Bewilligung. Dann nach ein paar Monaten habe ich eine Arbeitsstelle gefunden als Sekundararzt.« Als Urologe arbeitete Grigori Galibov dann 22 Jahre lang bei den Barmherzigen Brüdern in Wien. Über die Geschichte der Wiener Gemeinde und ihre Mitglieder hat er ein Buch geschrieben. Gegenüber unserem Oral History Projekt war er anfangs etwas skeptisch eingestellt. Als ich ihn bat, über sein Leben in der Sowjetunion zu erzählen, überlegte er lange und sagte nach einer ganzen Weile: »Wissen Sie, das ist eine schwierige Frage. Denn schauen Sie, das Leben besteht doch aus einer Vielzahl an kleinen Ereignissen, die alle den Lebenslauf entscheidend verändern!« Er legte seine Betonung auf das Individuelle und wollte sich ausdrücklich nicht auf Politik

einlassen. »Wir hatten ein schönes Leben!« Ich pflichtete ihm bei und wiederholte, dass wir genau an dem interessiert seien, was er zuvor »das tägliche Leben der einzelnen Menschen« genannt hatte. Aber ohne »klare« Frage, dabei blieb er, hätte er Schwierigkeiten sich zu erinnern. Als ich ihn dann nach seinem ersten Schultag fragte, war die Blockade überwunden und er gab seinen Erinnerungen eine Form: Auf Deutsch, Russisch, Tadschikisch, Usbekisch und Hebräisch...

Die beiden wissenschaftlichen Mitarbeiter der Tel Aviv University und der Humboldt-Universität haben bisher etwa 30 Lebensgeschichten von Bucharischen Juden in Mittelasien, Israel, Deutschland, Österreich und Russland gesammelt. Um einen besseren Eindruck davon zu bekommen, wie sich bucharisch jüdische Realität und Alltag heute gestalten, haben wir versucht so viele Gemeinden wie möglich zu besuchen. Die Auswahl unserer Gesprächspartner erfolgte zufällig, jedoch sollten diese den Zusammenbruch der Sowjetunion bereits im Erwachsenenalter erlebt haben. Die Mitschnitte der Erinnerungsgespräche werden transkribiert, übersetzt und eine Reihe von ihnen wird anschließend einzeln und vergleichend analysiert.

Sowohl in der Forschungsliteratur zu den Bucharischen Juden als auch in den Zentralasienstudien stellt die Annäherung an Biographien mit Hilfe von lebensgeschichtlichen Interviews einen neuen, fächerübergreifenden Ansatz dar. Methoden der Erzählforschung, Oral History und Ethnologie werden dabei kombiniert. Autobiographische Erinnerungserzählungen sind weder unmittelbare Rekonstruktionen von Erfahrungen noch direkte Abbilder der sozialen Realitäten, in denen sie gemacht wurden. Vielmehr ermöglichen sie uns, bestimmte Muster der Eigenwahrnehmung und Selbstbeschreibung zu erkennen. Ereignis, Erfahrung und Erzählung gehen dabei nicht ineinander auf. Die uns präsentierten Lebensgeschichten strukturieren sich entlang bestimmter sich wiederholender Themen und Motive. Sie enthalten verschiedene Textsorten, wie Erzählungen, Beschreibungen, Berichte, Argumentationen und orale Traditionen. Aus der Perspektive einer exponierten Randgruppe der sowjetischen Peripherie können so gruppenspezifische Formen des Erinnerns und Verschweigens sowie individuelle und kollektive Strategien der Erinnerungsarbeit beschrieben werden. Gleichzeitig geraten so sowjetische Biographien, Netzwerke und Handlungsspielräume in den Blick, die das Bild und unser Verständnis vom Leben in der Sowjetunion durchaus bereichern können. Es bleibt zu hoffen, dass somit auch das bisher überwiegend statische Modell bei der Beschreibung bucharisch jüdischer Kultur und Geschichte relativiert und differenziert werden kann.



**Thomas Loy, M.A.**

Jg. 1973, studierte Mittelasienwissenschaften und Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2000–2001 Studienaufenthalt in Tadschikistan. Magister 2003. Seit 2004 Mitarbeiter im Forschungsprojekt »Bukharan Jews: Making Meaning of Memories and Identities« am Zentralasienseminar. Arbeitsschwerpunkte: Migration in Tadschikistan, Tadschikisch, Oral History.



**Prof. Dr. Ingeborg Baldauf**

lehrt seit 1995 am Bereich Sprachen und Kulturen Mittelasien des Zentralasienseminars der Humboldt-Universität. Promotion 1982, Habilitation 1992; Berufstätigkeit als Lektorin für Türkisch, Forschungs- und Universitätsassistentin in Wien, Freiburg und Bamberg; Professorin für Islamwissenschaft an der Universität Freiburg; seit 1977 zahlreiche Forschungsaufenthalte in Russland, Uzbekistan und Afghanistan.

**Kontakt**

Humboldt-Universität zu Berlin  
Philosophische Fakultät III  
Institut für Asien- und Afrikawissenschaften,  
Zentralasienseminar

Invalidenstr. 118  
D-10115 Berlin  
Tel.: +49 30 2093-6667  
Fax: +49 30 2093-6684  
E-Mail: t.loy@web.de  
E-Mail: ingeborg.baldauf@rz.hu-berlin.de

**Literatur**

- Galibov, Grigori* (2001): Die Geschichte der Bucharischen Juden in Wien. Wien.
  - Gitelman, Zvi* (2001): A Century of Ambivalence: The Jews of Russia and the Soviet Union, 1881 to the Present. Bloomington.
  - Jureit, Ulrike* (1999): Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. Hamburg.
  - Rzehak, Lutz* (2001): Vom Persischen zum Tadschikischen. Sprachliches Handeln und Sprachplanung in Transoxanien zwischen Tradition, Moderne und Sowjetmacht (1900–1956). Wiesbaden.
  - Slezkine, Yuri* (2004): The Jewish Century. Princeton.
- Internet: www.bukharianjews.com

**Projektpartner in Israel**

*Dr. Moshe Gammer* arbeitet seit 1999 als Senior Lecturer am Dept. of Middle Eastern and African History der Tel Aviv University. Sein Schwerpunkt liegt dabei auf der Kaspischen Region, Mittelasien und dem Kaukasus.

*Yochai Primak* schließt gegenwärtig sein Masterstudium an der Tel Aviv University im Fachbereich History of the Middle East in the Modern Era ab.